

Text

Kathrin Passig: Standardsituationen der Technologiekritik

Im Angesicht der Faktenlage – irgendwer will das Telefon dann ja doch benutzen – einigt man sich schließlich auf Argument drei: „Die Einzigen, die das Neue wollen, sind zweifelhafte oder privilegierte Minderheiten.“ In den neunziger Jahren hieß es vom Internet, es werde ausschließlich von weißen, über-

5 durchschnittlich gebildeten Männern zwischen 18 und 45 genutzt. Mehr noch, es habe auch keine Chance, breitere Bevölkerungsschichten zu erreichen, denn „Frauen interessieren sich weniger für Computer und scheuen die unpersönliche Öde des Netzes. Im realen, nichtvirtuellen Leben sind Frauen aber die

wichtigeren Käufer als Männer. Dem Internet fehlt daher eine maßgebende Käuferschicht.“ So schrieb Hanno Kühnert 1997 im *Merkur* unter dem aufrüttelnden Titel „Wenn das Internet sich nicht ändert, wird es zerfallen“.

10 Freizeitforscher Horst Opaschowski prophezeite 1994: „Der Multimediazug ins 21. Jahrhundert wird eher einem Geisterzug gleichen, in dem sich ein paar Nintendo- und Sega-Kids geradezu verlieren, während die Masse der Konsumenten nach wie vor ‚voll auf das TV-Programm abfährt‘. Der Multimediarausch findet nicht statt. Die Macher haben die Rechnung ohne die Mitmacher gemacht.“ Schon ab den frühen neunziger Jahren wurde regelmäßig darauf hingewiesen, dass insbesondere Terroristen, Nazis sowie Pornographie-

15 hersteller und -konsumenten sich des Internets bedienen.

Einige Zeit später ist nicht mehr zu leugnen, dass das neue Ding sich einer gewissen Akzeptanz nicht nur unter Verbrechern und Randgruppen erfreut. Aber vielleicht geht es ja auch einfach wieder weg, wenn man die Augen fest genug zukneift. „The horse is here to stay, but the automobile is only a novelty – a fad“, wurde Henry Fords Anwalt Horace Rackham vom Präsidenten seiner Bank in der Frage beraten, ob er in

20 die Ford Motor Company investieren sollte. Charlie Chaplin war 1916 der Meinung, das Kino sei „little more than a fad“, Thomas Alva Edison verkündete 1922: „The radio craze ... will die out in time“, und Ines Uusmann, die schwedische Ministerin für Verkehr und Kommunikation, hoffte noch 1996: „Das Internet ist eine Mode, die vielleicht wieder vorbeigeht.“ Soweit das seinerseits nicht sehr langlebige Argument vier.

25 Statt der Existenz des Neuen kann man danach noch eine Weile (Argument fünf) dessen Auswirkungen leugnen: „Täuschen Sie sich nicht, durch (das Maschinengewehr) wird sich absolut nichts ändern“, wie der französische Generalstabschef im Jahr 1920 vor dem Parlament versicherte. Oder: „Das Internet wird die Politik nicht verändern“ (taz, 2000). Es handelt sich höchstwahrscheinlich nur um ein schönes Spielzeug (Argument fünf a) ohne praktische Konsequenzen: „a pretty mechanical toy“, wie Lord Kitchener um 1917

30 über die ersten Panzer urteilte. Insbesondere lässt sich mit der neuen Technik kein Geld verdienen (Argument fünf b): „(Airplanes) will be used in sport, but they are not to be thought of as commercial carriers“, prophezeit Flugpionier Octave Chanute 1904. „Eher skeptisch“, so der Spiegel 1996 unter der Überschrift *Mythos Netz*, „betrachtet die Entwicklung auch Josef Schäfer, Bereichsleiter für Multimedia beim Essener RWE-Konzern. Multimedia sei zwar ein interessanter Markt, bei dem alle dabei sein wollen ... Doch ist

35 der Kunde auch bereit, Geld dafür zu zahlen?“

Eine Variante des Nutzlosigkeitsvorwurfs, die sich gegen Kommunikationstechnologien richtet, ist der Einwand fünf c, die Beteiligten hätten einander ja gar nichts mitzuteilen. „Wir beeilen uns stark, einen magnetischen Telegraphen zwischen Maine und Texas zu konstruieren, aber Maine und Texas haben möglicherweise gar nichts Wichtiges miteinander zu besprechen“, vermutete Henry David Thoreau 1854 in Walden.

40 Denselben Vorwurf mussten sich Telefon und Internet gefallen lassen. „Das so viel gerühmte Internet steht exemplarisch und herausragend dafür, wie eine grenzenlose Öffnung informationstechnischer Kanäle, neben einer unbestrittenen Zahl anspruchsvoller Informationen, zu einer Flut von inhaltslosem Wortlärm führt“, erklärte der Dortmunder Kommunikationswissenschaftler Claus Eurich 1998 in *Mythos Multimedia*.

45 Der Autor Andrew Keen beschrieb 2007 in *The Cult of the Amateur*: „Abermillionen von aufgedrehten Affen (und viele nicht talentierter als unsere Cousins unter den Primaten)“, die nichts anderes zustande brächten als „endlose digitale Wälder des Mittelmäßigen“. Ebenfalls 2007 mutmaßte Henryk M. Broder im *Tagesspiegel* unter der Überschrift „Das Internet macht doof“, das WWW sei „maßgeblich für die Infantilisierung und Idiotisierung der Öffentlichkeit verantwortlich“. „Wenn die New York Times denselben Zugang zur Öffentlichkeit hat wie eine Kannibalen-Selbsthilfegruppe, wird sich die Öffentlichkeit auf Dauer

50 nicht auf dem Niveau der New York Times einpegeln, sondern auf dem der Kannibalen-Selbsthilfegruppe.“

Am Ende handelt es sich vermutlich nur um die alte Angst vor und Kritik an der Masse, was umso deplatziertes wirkt, als gerade das Internet mit den herkömmlichen Vorwürfen an Massenmedien – Verbreitung einer homogenen Kultur, Nivellierung, Förderung passiver Wahrnehmung, Konservatismus – gar nicht so leicht zu packen ist.

55 Etwas später ist nicht mehr zu leugnen, dass das Neue sich weiter Verbreitung erfreut, keine Anstalten macht, wieder zu verschwinden, und sogar kommerziell einigermaßen erfolgreich ist. Es ist also im Prinzip ganz gut, aber, so Vorwurf Nummer sechs, nicht gut genug. Zum Beispiel kostet es Geld und wird immer teurer werden: „Wer das Internet regelmäßig nutzt, hat also trotz der preiswerten Verbindungen eine spürbar erhöhte Telefonrechnung. Die Kosten für den einzelnen User werden weiter steigen“ (Kühnert). Es ist
60 langsam und umständlich und wird immer langsamer werden: „Experten befürchten, dass das Überlastproblem in wenigen Jahren einen kritischen Punkt erreicht, wenn nicht zuvor eine Lösung gefunden wird. Bis dahin wird die Geschwindigkeit im Netz weiter spürbar zurückgehen“, kündigte Peter Glaser 1996 im Spiegel unter dem Titel „World Wide Wait“ an. (Es wurde dann doch, wie schon bei Thomas Malthus, „zuvor eine Lösung gefunden“.)

65 Den meisten dieser Vorwürfe ist gemein, dass ihre Anhänger die jeweiligen Probleme für naturgegeben und unvermeidlich halten und von einer weiteren Verschlechterung der Lage ausgehen, obwohl dafür historisch gesehen eher wenig spricht. Kühnert beklagte 1996: „Eine dieser (Such-)Maschinen antwortete auf die Frage nach dem Wort ‚Internet‘ mit 1881 Antworten. Bei der hundertzwanzigsten Auskunft mochte ich nicht mehr herunklicken.“ Zwei Jahre später sorgten Larry Page und Sergey Brin für Abhilfe in Form des
70 Google-Suchalgorithmus. Man brauchte jetzt nicht mehr alle 1,5 Milliarden (Stand Oktober 2009) Suchergebnisse für das Wort „Internet“ anzuklicken, sondern nur noch die ersten paar, was den Spiegel nicht daran hinderte, 2008 zu erklären: „Das größte Problem des Internet ist die Kehrseite seines größten Vorteils – das Überangebot an Informationen. Suchmaschinen liefern zwar Millionen Treffer auf alle möglichen Fragen und sortieren sie hierarchisch quasi nach ihrer Beliebtheit im Netz – sozusagen Relevanz durch Plebiszit. Kritische Vernunft jedoch hat Google in seinen Algorithmen noch nicht eingeführt.“
75 Irgendwas ist ja immer.

Die Innovation ist außerdem überkompliziert und anfällig: „The bow is a simple weapon, firearms are very complicated things which get out of order in many ways“, begründete Colonel Sir John Smyth 1591 vor dem englischen Privy Council, warum eine Umstellung von Bogen auf Musketen nicht ratsam sei. Die
80 Londoner Times hielt es in einem Leitartikel aus dem Jahr 1895 für „extremely doubtful“, dass das Stethoskop jemals weite Verbreitung finden werde, denn sein Einsatz sei zeitraubend und verursache „a good bit of trouble“.

Und schließlich ist das Neue nicht hundertprozentig zuverlässig. Der Volkskundler Martin Scharfe hat in seinem Buch *Wegzeiger* Berichte und Karikaturen zusammengetragen, in denen Wegzeiger mit unleserlichen, zerbrochenen, in die falsche Richtung weisenden oder heruntergefallenen Armen eine tragende Rolle
85 spielen. Das gleiche Misstrauen gegenüber neumodischen Orientierungshilfsmitteln und die gleiche Schadenfreude darüber, dass sich da jemand für besonders klug und gut ausgerüstet hält und dennoch scheitert, äußert sich in den seit den späten neunziger Jahren beliebten Berichten über Autofahrer, die von ihrem Navigationsgerät in die Irre geführt werden. In dieselbe Kategorie gehören die Vorwürfe, ins Internet könne ja jeder ungeprüft alles hineinschreiben, die ihrerseits schon dem nicht mehr handgeschriebenen Buch entgegenschlugen.

Spätestens zu diesem Zeitpunkt muss man sich Gedanken darüber machen, was das Neue in den Köpfen von Kindern, Jugendlichen, Frauen, der Unterschicht und anderen leicht zu beeindruckenden Mitbürgern anrichtet. „Schwächere als ich können damit nicht umgehen!“, lautet Argument sieben. Der damals zwei-
95 undachtzigjährige Computerpionier Joseph Weizenbaum erklärte 2005: „Computer für Kinder – das macht Apfelmus aus Gehirnen.“ Medizinische oder psychologische Studien werden ins Feld geführt, die einen bestimmten Niedergang belegen und einen Zusammenhang mit der gerade die Gemüter erregenden Technologie postulieren. So fand die Psychologin Jean Twenge an der San Diego State University durch eine Studie an 16 000 Collegestudenten heraus: „Die jungen, nach 1982 geborenen Menschen sind die narzisstischste Generation der jüngsten Geschichte und weit entfernt von einer sozialen Orientierung.“ Mitverantwortlich seien Websites wie MySpace und YouTube, die „eine Selbstdarstellung zulassen, die weit über
100 das hinausgeht, was in den traditionellen Medien möglich war“.

Ein Urahn dieser Bedenken ist natürlich die Lesekritik. „Man liest, nicht um sich mit Kenntnissen zu bereichern, sondern nur um zu sehen, man liest das Wahre und das Falsche prüfungslos durcheinander, und dieß

105 lediglich mit Neugier ohne eigentliche Wißbegier. Man liest und gefällt sich in diesem behaglichen, ge-
schäftigen Geistesmüßiggang, wie in einem träumenden Zustande. Die Zeitverschwendung, die dadurch
herbeigeführt wird, ist doch nicht der einzige Nachtheil, welcher aus der Vielleserei entsteht. Es wird da-
durch das Müßiggehen zur Gewohnheit und bewirkt, wie aller Müßiggang, eine Abspannung der eigenen
110 Seelenkräfte“, warnt 1844 das *Universallexikon der Erziehungs- und Unterrichtslehre* in der zweiten Auf-
lage. Folgerichtig erstand in den neunziger Jahren auch die gefährliche „Bibliomanie“ im neuen Gewand
der „Internetsucht“ oder „Onlinesucht“ wieder auf. Die „Abspannung der Seelenkräfte“ entging auch dem
Spiegel nicht, der im August 2008 beklagte: „Der Kommunikationswahn im Netz hat verhaltensauffällige
und hochnervöse Individuen hervorgebracht, die immer mehr erfahren und immer weniger wissen.“
Im Zusammenhang mit der Erziehung anderer zur richtigen Nutzung des Neuen stehen die jetzt auftau-
115 chenden Etikettefragen (Argument acht), bei denen es sich strenggenommen nicht um Fragen handelt,
denn sie werden weniger gestellt als ungefragt beantwortet. In der Frühzeit des Buchdrucks galt es als
unfein, ein gedrucktes Buch zu verschenken; getippten Privatbriefen haftete bis in die achtziger Jahre ein
Beigeschmack des Unhöflichen an. Die Kritik des Handygebrauchs in der Öffentlichkeit erklärt das Spre-
chen mit einem unsichtbaren Gesprächspartner – im Unterschied zum Sprechen mit physisch anwesenden
120 Dritten – zu einer Zumutung für die Umgebung. Das Herumsitzen in Cafés mit aufgeklapptem Computer
wird von Gastronomen nicht gern gesehen – es vermittele ein ungeselliges Bild und schmälere die Einkünfte
–, während das öffentliche Herumsitzen mit Buch oder aufgeklappter Zeitung schon seit einiger Zeit
keinen Anstoß mehr erregt. Unausgesprochen geht es letztlich darum, dass Gegner einer Neuerung nicht
ungefragt mit ihr konfrontiert werden wollen.
125 Hat die neue Technik mit Denken, Schreiben oder Lesen zu tun, dann verändert sie, Argument neun, ganz
sicher unsere Denk-, Schreib- und Lesetechniken zum Schlechteren. Die Postkarte galt Kritikern um 1870
als Sargnagel der Briefkultur. Die *American Newspaper Publishers' Association* diskutierte im Februar
1897 die Frage: „(Do typewriters) lower the literary grade of work done by reporters?“
In der *Neuen Zürcher Zeitung* war 2002 wiederum zu lesen, die mechanische Schreibmaschine habe durch
130 ihre unterschiedlich stark gefärbten Buchstaben und ihre Geräusche Individualität verkörpert und an die
Dynamik der Musik erinnert. „Damit ist es längst vorbei. Der Computer hat solche Ausschläge in die
Eigenheiten des Schreibens vollkommen egalisiert. Er behandelt alle Gedanken gleich, das Bild ist uni-
form. Mehr noch, auch jede Art von Schmutz oder Gewalt, die Schräglage des Papiers, die Stauchung der
Zeilen, ein gehöhtes C – verschwunden. Was, wir wissen es, zu Nachlässigkeiten verführt: Wer hätte nicht
135 schon geglaubt, einen trefflichen Text deshalb verfasst zu haben, weil alles so schön und rein zu lesen war?
Wer wäre nicht schon versucht gewesen, einfach anzufangen, um dies oder jenes zu ergänzen und zu ver-
schieben, zu tilgen und zu speichern?“
Die *NZZ* ist in diesem Punkt ein Nachzügler, eigentlich waren diese Vorwürfe an den Computer bereits
in den achtziger und frühen neunziger Jahren erschöpfend behandelt worden, unter anderem in Dieter E.
140 Zimmers *Die Elektrifizierung der Sprache*. Peter Härtling erläuterte 1994 im *Marbacher Magazin*: „Die
Prosa eines mit dem PC arbeitenden Poeten zeichnet sich für Kenner wiederum dadurch aus, dass sie un-
merklich die Furcht vor dem Absturz prägt.“ An der University of Delaware entstand 1990 eine im *Journal*
of Academic Computing veröffentlichte Studie, derzufolge Studenten am Apple Macintosh wegen dessen
graphischer Benutzeroberfläche im Vergleich zu Studenten am PC mehr Rechtschreibfehler machen, nach-
lässiger schreiben, einfachere Satzstrukturen und ein kindliches Vokabular benutzen. Aktuellere Varianten
145 sind die Klage über die „leicht verdaulichen Texthäppchen und Schaubilder“ der Präsentationssoftware
Powerpoint, die zu einer „Verflachung des Denkens“ führen (Spiegel, 2004) sowie die angeblich nachlas-
sende Fähigkeit, längeren Texten überhaupt noch zu folgen.
In den seltenen Fällen, in denen der Kritiker erkennt, dass seine Vorwürfe schon mal da waren, argumen-
150 tiert er, es sei diesmal aber trotzdem ganz anders und viel schlimmer. Der US-Essayist Sven Birkerts
schrieb 1994: „Der Unterschied zwischen der Frühen Neuzeit und der Gegenwart ist – drastisch vereinfacht –
der, dass der Körper einst Zeit hatte, das transplantierte neue Organ anzunehmen, während wir jetzt
Hals über Kopf voranstürzen“. Ein zukunftsträchtiges Argument, schließlich ist nicht abzusehen, dass das
Tempo der Veränderungen nachlassen wird. Im Gegenteil: „Denn die Zeit zum Umstellen, zum Erlernen
155 der neuen Techniken wird immer knapper. Von den ersten nachweisbaren Schriften der Menschheit bis
zum Kodex: 3 600 Jahre; von dort zu Gutenbergs beweglichen Lettern: 1 150 Jahre. Und seither geht es
Schlag auf Schlag“, berichtet der *Spiegel* im August 2008.

160 Dass jede Technologie diese Stufen von neuem durchlaufen muss, erklärt das unvorhergesehene hohe Inter-
netkritikaufkommen der letzten zwei Jahre. Während die Kritik am 1994 aufgetauchten World Wide Web
in ihren Endphasen angelangt ist, bewegen sich diverse internetbedingte Neuerungen gerade durch die ers-
ten Stufen, etwa der 2006 gestartete Mikrobloggingdienst Twitter: „Unklar daran“, schrieb der Journalist
Bernd Graff 2008 in der *Süddeutschen Zeitung*, „ist nur, warum man das tun sollte, warum man also über-
haupt mikro-bloggen oder, wie man – benannt nach dem prominentesten Mikro-Blogging-Anbieter –
165 inzwischen auch sagt, warum man ‚twittern‘ sollte“ (Argument eins). Die „gewöhnliche Tonlage des Netz-
Gezwitschers“ sei „monoton und von ergreifender Schlichtheit“ (Argument fünf c). Johannes B. Kerner
fragte im September 2009: „Wen interessiert denn das? Ich kann mir nicht vorstellen, dass davon ein
Wahlkampf beeinflusst wird. Es ist ein völliger Unsinn. Völlig inhaltlos für journalistisches Arbeiten“
(Argument fünf).

– (Aus: Merkur. Zeitschrift für europäisches Denken, Stuttgart: Klett-Cotta Verlag, Dezember 2009, Heft 727)

Aufgabe

1. Prüfen Sie anhand des Textes, ob Sie die Aufgabe 4 im Themenheft (vgl. S. 69) richtig gelöst haben. Haben Sie die Beispiele richtig in die Tabelle eingeordnet?